Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 67. Bromberg, den 8. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

„Laß' das Mädel los!“ versetzte Floyd. Er stand noch immer wie eine lebendige Mauer vor den beiden, und seine Stimme übertönte mit ehernem Klang die Geräusche ringsum, so daß viele Köpfe voll neugieriger Erwartung sich nach ihnen umdrehten.

Dick Foxey grinste geringschätzig. „Das werde ich halten, wie's mir beliebt. Das Mädel hat mit mir getanzt und nun traktiere ich, das ist mein gutes Recht.“

Floyd runzelte die Stirn. Er wußte zwar, daß der andere im Recht war, denn er handelte nur nach dem üblichen Brauche, aber darum wurmte es ihn nicht wenig, ihm nachgeben zu sollen, zumal er schon jetzt ein Gefühl starker Abneigung gegen ihn empfand.

Geschickt legte sich Kate Lou ins Mittel.

„Nur keine Streiterei meinetwegen, Mr. Foxey!“ rief sie ihm mit ihrem verführerischsten Lächeln zu. „Dann könnten wir ja nicht mehr miteinander tanzen, und das wäre doch schade — oder nicht? Kommt, schüttelt euch die Hände!“ Neckisch haschte sie auch nach der Hand des mit abweisender Miene steif aufgerichteten Verlobten. „Das ist nämlich mein zukünftiger Herr und Gebieter,“ wendete sie sich schelmisch wieder an ihren bisherigen Tänzer. „Floyd Custer, von dem ich Euch schon viel erzählt habe. Darum seid hübsch friedlich, Dick; wenn wir später einmal Hochzeit machen, sollt Ihr auch Brautführer sein,“ schloß sie lachend.

Doch sie hatte wenig Glück mit ihrem Vermittlungsversuche, die Haltung der beiden Männer blieb unverhüllt feindselig.

„Man nimmt sich so manches vor, was man hinterher nicht ausführt,“ knurrte Dick Foxey spöttisch. „Aber recht habt Ihr, in Eurer Gegenwart haben wir uns weiter nichts zu sagen, Euer Schatz und ich. Und wenn er ein Erbrecht auf Euch hat, so mag er den nächsten Tanz mit Euch machen.“

Floyd hatte die Empfindung, als müßte er seinen Widersacher niederschlagen, genau so, wie er auf den väterlichen Weidegründen einen störrigen Stier, der ihn mit gesenkten Hörnern angreifen wollte, zu bändigen gewohnt war. Aber ein bittender Blick aus Kate Lous grünen Nixenaugen bändigte ihn selbst. Er brummte etwas Unverständliches vor sich hin, trat zur Seite des Mädchens und ging mit ihr nach der Bar, wobei er sich Mühe gab, die Gegenwart des andern geflissentlich zu übersehen.

„Der übernächste Tanz gehört wieder mir, nicht wahr?“ erkundigte sich Dick Foxey mit siegesgewissem Lächeln, indem er Floyd genau so ignorierte, wie dieser ihn.

Kate Lou schaute schelmisch zu ihm auf. „Weiß nicht, ob ich überhaupt noch tanze“, wich sie einer direkten Antwort aus. „Vorläufig ist mir's hier drinnen zu heiß geworden — puh, was für eine Luft, man bekommt ja keinen Atem mehr.“

Zutraulich hängte sie sich an Floyds Arm und drückte ihn heimlich. „Komm', wir wollen ein wenig auf die Straße hinausgehen“, sagte sie und nickte noch einmal Dick Foxey zu.

Kaum draußen angelangt, begann sie Floyd mit Vorwürfen zu bestürmen.

„Wie kann man nur so eifersüchtig sein, Schatz“, sagte sie schmollend, „was soll Foxey von mir denken! Du hast dich recht grob gegen ihn benommen, und dabei war er immer so gut zu mir.“

„Ich wollte, du wärst nicht dabei gewesen, dann hätte ich ihm die richtige Antwort gegeben“, kam es grollend über Floyds Lippen.

Sie kicherte wieder und maß ihn dabei mit einem wägenden Blicke, der ihm nicht gefiel.

„Dick Foxey soll bärenstark sein“, meinte sie anzüglich, „ich sagte dir's schon, daß seine Kameraden ihn Goliath nennen.“ „Dann werd ich wahrscheinlich den David spielen müssen!“ warf der junge Rancher gereizt ein.

Sie waren die Straße weiter hinauf gewandert. Hinter ihnen lag die Lichtfülle der Vergnügungslokale und Schankstätten, vor ihnen breitete sich die nachtverhüllte Wüste. Da blieb Floyd plötzlich wieder stehen, zog das Mädchen an sich und küßte es leidenschaftlich, bis ihr der Atem vergehen wollte. Aber diesmal hörte er nicht auf ihren Protest und gab sie auch nicht frei, als sie sich schmollend seinen Armen entwinden wollte.

„Nein, du bist mein und bleibst mein bis in den Tod“, stieß er dumpf hervor, „hörst du, Kate Lou? Du bist mein Schicksal — ob mein Glück oder mein Verhängnis, das weiß Gott allein. Ich habe mein Herz an dich verloren — und mag kommen, was da will, ich kann nicht mehr von dir lassen. Aber ich leide nicht, daß du mit andern Männern schön tust. Sei lieb, Kate Lou — es schläft etwas in mir, das ich selbst nicht begreifen kann — etwas Unheimliches, das mich genau so in der Gewalt hat, wie meine Liebe zu dir — und wie es sich vorhin in mir geregt hat und wach werden wollte, da lag mir's wie Blut vor den Augen und es juckte mich an den Fäusten. — Kate Lou!“ schrie er laut in die Nacht hinaus und küßte sie immer wieder, ohne in seiner Erregung es zu gewahren, daß sie schlaff in seinen Armen lag und ihre Lippen seine Liebkosung nicht erwiderten, „ich habe dich lieb und auf den Händen will ich dich tragen, aber sei gut und treu — versprich mir's, Kate Lou, sei treu!“

Wie er sie endlich freigab, stand sie eine Weile wie betäubt, erschreckt durch die aus seinen Worten sprechende elementare Leidenschaft. Dann ging es schauergleich durch ihre schlanke Gestalt.

„Wir wollen umkehren,“ hauchte sie, „von der Prärie kommt es kalt und — und,“ schloß sie mit rasch wieder gewonnener Fassung, „Du bist und bleibst ein Bär — beinah hättest du mich zu Tode gedrückt. Kannst du denn keinen Spaß vertragen? Ich habe dich innig lieb, aber darum werde ich doch hin und wieder mit einem andern sprechen dürfen.“

„Gewiß, du und ich wollen uns gemeinsam des Lebens freuen — verlaß dich auf mich, Kate Lou, ich schaffe dir Sonnenschein ins Leben und müßte ich mich darum auch zu Tode abrackern. Aber ich will dich nicht mit andern Männern zusammen sehen, das reizt mich zur Wut. Es würde uns unglücklich machen, dich und mich,“ schloß er gepreßt.

Wie sie zur „Stadt“ zurückschritten, war Kate Lou wortkarger, als es sonst ihrer Gewohnheit entsprach, und als die ersten Lichtgarben der Bogenlampen wieder über sie blitzten, da schaute sie manchmal verstohlen zu ihrem Begleiter auf. In ihren Zügen stand ein ihnen sonst fremder Ausdruck, nicht anders, als ob sie sich vor ihrem Verlobten fürchtete.

Drittes Kapitel.

Der Morgen graute schon, als Floyd mit seiner Braut den Kehraus getanzt und sie heimgebracht hatte.

Als er danach den heimatlichen Bergen zuritt und nahe am Minenlager vorüberkam, überholte er Dick Foxey, der schwerfällig taumelnd seinen Weg verfolgte und ihn mit gläsernen Augen anstierte. Goliath schien ihn zu erkennen; er versuchte spöttisch zu lächeln, brachte es aber nur zu einer blöden Fratze, die sein von Natur männlich hübsches Gesicht entstellte. Er rief mit lallender Zunge etwas Floyd Unverständliches zu.

Doch der junge Rancher achtete nicht darauf, er reckte sich selbstbewußt im Sattel und sog mit Wohlbehagen die balsamische Morgenluft ein. Seine Sinne waren klar, er hatte keinen Alkohol über die Lippen gebracht und eine durchtanzte Nacht schadete seiner Körperfrische nicht. Beinahe hätte er gewünscht, daß Kate Lou zugegen gewesen wäre und ihren Kurmacher in seiner jetzigen Verfassung gesehen hätte; dann würde sie den Unterschied wohl gemerkt haben. Aber sie kannte ihn ohnedies.

Die Custerranch lag hoch oben in den Bergen und bildete eine Welt für sich. Seitdem die Bahngesellschaft dem alten Rancher im Enteignungsverfahren Tausende von Morgen fruchtbaren Weidelandes abgenommen hatte, war der in seiner Eigenliebe gekränkte Mann, der bis dahin in der dünn besiedelten Gegend als eine Art ungekrönter König geherrscht hatte, menschenscheu geworden. Selbst mit den nächsten Nachbarn hatte er jeglichen Verkehr abgebrochen und erwartete ein gleiches von seinen beiden Söhnen und von Bessie, der frühverwaisten Tochter seines Bruders, die er zu sich genommen hatte, und die nun seit dem Tode seiner Lebensgefährtin dem Hauswesen vorstand.

Breitbeinig stand er mitten im festgestampften Hofraum, der sich in einem großen Viereck zwischen dem Wohnhause und den Wirtschaftsgebäuden hinstreckte, und schaute mit umwölkter Stirn auf den im Zuckeltrab herankommenden Sohn. Den freundlichen Gruß erwiderte er mit einem unverständlichen Brummen. Lässig schaute er zu, wie Floyd seinen Bronko abzäumte und in die von einem hohen Zaun umfriedigte Weidenkoppel trieb, ohne sich viel an des Vaters Gegenwart zu kehren.

Immer düsterer wurde das Gesicht des alten Mannes. Als der Sohn an ihm vorüber nach dem Wohnhaus schreiten wollte, vertrat er ihm den Weg.

„Natürlich, so treibt man's und schlägt sich die Nacht ums Ohr. Warst wohl wieder bei dem Gesindel drunten?"

„Wenn du die Ansiedlung unten meinst, allerdings."

„Recht so, mich fragt man überhaupt nicht mehr. Wir leben wohl in einem Taubenschlag?"

Floyd war einige Schritte weiter gegangen und blieb nun in kurzer Entfernung von seinem Vater stehen. Tiefe Unmutslinien hatten sich um seine Mundwinkel gefurcht; man konnte es ihm ansehen, wie er sich nur mühsam zu einem freundlichen Tone zu zwingen vermochte.

„Well, Vater," meinte er, ohne den alten Mann dabei anzusehen, „Faulpelzerei kannst du uns ebenso wenig vorwerfen wie etwa liederliches Herumtreiben. Heute ist obendrein Sonntag — —"

„Und gestern war Sonnabend," knurrte Custer, dessen Mienen sich zusehends verfinsterten, „könnt' mich aber nicht entsinnen, den Musjeh bei der Arbeit gesehen zu haben."

„Leicht möglich, da ich am frühen Nachmittag fortritt."

„Faule Ausrede!" flammte der Alte auf. „Bei dem Frauenzimmer warst du wieder unten — und getraust dich nur nicht, es einzugestehen!"

Die dunkle Röte in Floyds Zügen war allmählich einer farblosen Blässe gewichen, die in ihm kochende Erregung äußerte sich in einem nervösen Zucken der Lippen, aber noch immer hielt er an sich.

„Vater, um die Auffassung wollen wir uns nicht streiten," sagte er, jedes Wort vor dem Aussprechen wägend, „warum soll ich dir das Herz schwer machen oder dich unnötig aufregen? Geändert wird darum doch nichts, denn du müßtest nicht unser Vater sein, wenn du's nicht von ganz allein wüßtest, daß sich ein Mann in meinen Jahren von keinem Menschen in seine Herzensangelegenheit hineinreden läßt. Wenn dir's also lieber ist, daß ich dir rundweg die Wahrheit sage, so kann's in Zukunft geschehen. Was meine Kate Lou anbelangt, so ist's wohl selbstverständlich, daß ich nicht an ihrem Haus vorbeireite, ohne ihr guten Tag zu sagen. Und wenn getanzt wird, wie gestern abend, so darf ich mit meinem Mädel nicht dabei fehlen."

Grollend starrte der Alte ihn an; es war ihm anzusehen, wie's ihm in der Hand zuckte und er sich kaum noch länger zu beherrschen vermochte.

„So'n Narr — — pfui Deubel, so'n hirnverbrannter Narr!" stieß er grimmig heraus. „Könnte im eigenen Haus alles Glück haben, um das mancher wackere Kerl den Himmel vergeblich auf den Knien anflehen möchte — — —und hängt sich an so eine! . . . Mensch, bist du denn ganz und gar von Gott verlassen! . . . Hast du vergessen, wie ihr schuftiger Vater uns nachts die Scheuern niedergebrannt hat? Gehängt hätten wir ihn, hätten wir ihn damals auf frischer Tat ertappt und —"

„Vater, Kate Lou kann nichts für Euern Hader — der besteht, seitdem Vieh auf freiem Prärieland weidet. Cowboy und Schafzüchter können nicht nebeneinander bestehen, das hätte Jack Wilson bedenken sollen, bevor er sich als Landfremder plötzlich in unserer Gegend einnistete. Aber für seine Schuld kann die Tochter nichts"

„Dann bedenke du, daß deines Vaters Sohn keine Gemeinschaft mit dem Frauenzimmer haben darf. Sie ist nicht umsonst ihres Vaters Tochter, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!"

„Vater, darüber könnten wir den ganzen Tag reden und würden doch niemals einig!" sagte Floyd und seufzte gepreßt... „Ich könnte dir manches erwidern, aber — ich weiß meinen Vater zu ehren und darum bescheide ich mich!"

Scheinbar gelassen wollte er sich umwenden und weiter nach dem Wohngebäude zu schreiten. Aber ein scharfer Zuruf seines Vaters hielt ihn zurück. Langsam kam der alte Mann an ihn heran. Als dieser schließlich vor ihm stehen blieb und er in seinen gefurchten Zügen die ungeheure Erregung erkannte, bereute Floyd, auch nur ein Wort gesprochen zu haben. Aber schon seines Vaters nächste Worte änderten seinen Sinn.

„Deine kindliche Rücksicht kannst du dir sparen!" Er reckte sich gebieterisch. „Im übrigen kennst du meine Meinung — und hast zu gehorchen. Das Frauenzimmer da unten schlägst du dir ein für allemal aus dem Sinn. Solange ich die Augen offen habe, wird sie nie und nimmer deine Frau und damit holla!"

„Das Frauenzimmer ist mein Schatz und wird meine Frau — und zwar bald, das magst du dir gleichfalls merken, Vater", entgegnete Floyd mit verbissener Miene.

Der alte Mann wies befehlend in der Richtung nach dem Weidekoppel, wo die Reitpferde sich tummelten.

„Ich will nichts weiter hören, für mich ist die Geschichte erledigt," äußerte er kurz. „Begib dich an deine Arbeit!"

Aber der Sohn rührte sich nicht von der Stelle und ebenso wenig wich er den dräuenden Blicken seines Vaters aus, dem die Zornesfalte senkrecht zwischen den gerunzelten Brauen hochstieg.

„Heute nicht, Vater, und das letzte Wort ist zwischen uns auch noch lange nicht gesprochen. Die Kate Lou wird meine Frau, darüber brauchen wir uns freilich nicht weiter zu unterhalten, das geht schließlich nur mich an. Immerhin möchte ich mich darüber mit dir verständigen und — —"

„Kein Wort mehr, sag ich. Marsch, an die Arbeit!"

Schrill und unversöhnlich klang des Ranchers Stimme. Sie drang bis in die Küche zu der dort beschäftigten Nichte und lockte sie vor die Tür.

In Floyd arbeitete es mächtig, der vom Vater auf ihn vererbte Jähzorn trieb ihm heiß und blendend das Blut zu Kopfe.

„Ich denke, darüber sprechen wir später einmal, wenn wir beide ruhiger geworden sind, Vater," sagte er so gelassen wie möglich. „Es eilt ja nicht so sehr."

Wieder wendete er sich zum Weitergehen. Aber diesmal spürte er sich mit hartem Rucke vom Vater bei der Schulter gepackt.

„Dageblieben," keuchte der Rancher mit unheimlich verzerrten Mienen und bedrohlich flackernden Blicken. „Wenn ich von meinem Fleisch und Blut Gehorsam heische, so hat's damit keine Zeit, sondern es wird augenblicklich gehorcht, verstanden? . . . Auf der Stelle versprichst du mir's, daß es mit dir und jenem Frauenzimmer aus ist!"

„Niemals, Vater. Die Kate Lou wird mein Weib, so gewiß wir zwei eben einander lebend gegenüberstehen."

Auch Floyds Stimme klang so spröde wie Stahl, und er senkte die Augen nicht länger vor seines Vaters zornsprühenden Blicken. Mit zusammengepreßten Lippen ließ er es über sich ergehen, daß der Rasende ihn bei der Brust packte und zu schütteln versuchte. Er stemmte sich nicht gegen den Vater, aber er gab in seinem passiven Widerstand auch nicht um Zollesbreite nach und stand unentwegt wie eine Mauer.

„Onkel — um Himmelswillen! Floyd, so gib doch nach!" schluchzte die Blondine und kam in Windeseile vom Hause auf die beiden zugerannt.

„So gebt doch Frieden — Onkel — Floyd!"

Aber keiner der beiden Männer hörte auf sie. Ihre Blicke brannten ineinander, keine Wimper des Sohnes zuckte. Dessen Riesenstärke, die das Schütteln der väterlichen Faust so unerschütterlich ertrug wie etwa ein Eichbaum das Sturmesbrausen, sowie die Erkenntnis, daß seinem Ältesten gegenüber sein Vaterwille machtlos ver-

sagte, raubten ihm den letzten Rest von Überlegung. Seine Faust zuckte hoch.

„Du gehorchst!" schrie er mit sich überschlagender Stimme.

„Ich bin kein Hund, Vater, der sich kuschen muß. Aber um des Friedens willen sage ich kein Wort mehr."

Wie er sich abermals umwenden wollte, fühlte er sich erst recht vom Vater festgehalten.

„Dageblieben, bis ich fertig mit dir bin, Patron! . . . . Du läßt von dem Mädel! Versprich mir's sofort! Du läßt das Frauenzimmer fahren!"

„Niemals! Käte Lou hat meinen Treuschwur. Und ich halte ihn, wären auch tausend Väter dagegen!"

Händeringend schrie Bessie auf die Streitenden ein.

„Onkel — Floyd — so hört doch — ich beschwöre euch, so hört doch —"

„Du bietest mir Trotz — sagst mir den Sohnesgehorsam auf, du —"

„Vater, sag' kein Wort, das du nie mehr ungesprochen machen könntest!" stammelte Floyd und hob abwehrend die Hände.

„Du wagst, mir zu drohen — du —" kreischte der Alte. „Zum letztenmal — willst du gehorchen?"

„In allen Stücken, Vater — aber meinem Mädel bleibe ich treu — und müßte ich darum auch dich und die Heimat aufgeben!"

Da zuckte die hochgereckte Faust des alten Mannes nieder und traf den Sohn so hart in das Gesicht, daß er einen Schritt zurücktaumelte und fast in die Knie brach.

„Nimm das zum Lohn — — und fort mit dir — — fort, sage ich!" schrillte der Rancher in seiner alle Dämme überschreitenden Wut. „Ein Sohn, der seines Vaters Gebot verachtet, ist nicht länger mein — — hat keine Gemeinschaft mehr mit mir! Fort mit dir — aus meinen Augen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ehrt eure deutschen Meister!

Historische Skizze von **Otto Anthes**.

Am Palmsonntag 1884 in der Frühe starb Emanuel Geibel. Sein treuester Freund von Jugendtagen her, der Makler Schunk, hatte alsbald die Nachricht in alle Welt hinaus getragen und stürmte dann, sobald es angängig schien — es war eben zehn Uhr vorbei — in das Haus des Bürgermeisters der Freien und Hansestadt. Der Bürgermeister war gerade vom Frühstückstisch aufgestanden und hatte sich die Morgenzigarre angezündet. Er empfand die Störung in seinem Herzen ein wenig unzeitig Aber da er ein Bürgermeister der Freien Stadt und beherrschten Gemütes war, so legte er die Zigarre weg und ließ den Makler bitten. Er ging ihm in gehaltener Leutseligkeit entgegen und fragte: „Nun, mein lieber Herr Schunk, was bringen Sie mir?"

„Geibel ist tot!" platzte der alte, leidenschaftliche Mann heraus und seine Backen zitterten.

„So!" sagte der Bürgermeister und wiegte bedauernd den Kopf. „Ist er tot? Das tut mir leid."

„Ja," rief Schunk atemlos vor Erregung, „heut in der Früh ist er gestorben."

Der Bürgermeister drückte dem Fassungslosen die Hand. „Nun," sagte er beruhigend, „der Jüngste war er ja nicht mehr."

„Neunundsechzig, Magnifizenz", rief Schunk vorwurfsvoll.

„Neunundsechzig? Nun gewiß, er hätte noch — aber leidend war er ja schon all die Jahre her. Wenn man das bedenkt —"

Der Makler rang die Hände in maßloser Unruhe.

„Magnifizenz", sagte er und zwang seine Stimme mühsam zur Festigkeit, „ich komme, Ihnen das mitzuteilen, weil ich dachte, daß — etwas geschehen müsse."

„Wie meinen Sie? Was müßte geschehen?"

„Ja, von Staats wegen meine ich. Zur Ehrung des Toten."

Der Bürgermeister legte die Hände auf dem Rücken zusammen.

„Wie das etwa?" Es lag eine unendlich vornehme Zurückhaltung in den drei Worten.

Der Makler schnappte nach Luft. Nun er sagen sollte, was geschehen müsse, war er selbst ein wenig in Bedrängnis. Er hatte gehofft, daß der Bürgermeister ihm auf halbem Wege entgegenkommen würde. Da das nicht geschah, erschien, was er zu heischen im Begriff war, im Augenblick ihm selber fast ungeheuerlich. Immerhin, das erste war einfach und leicht zu sagen: „Man müßte — ja, das Rathaus müßte halbstock flaggen."

Der Bürgermeister blickte angelegentlich auf seine Stiefelspitzen. — „Das Rathaus? Aber lieber Herr Schunk, er war doch nicht Senator."

„Nein, aber er war —"

„Ja, er war — gewiß, er war ein Dichter."

„Ein großer Dichter, Magnifizenz."

Der Bürgermeister nickte auf eine Art, die erkennen ließ, daß ihm auch dies noch keine Veranlassung zum Beflaggen des Rathauses dünkte. Schunk war ratlos. Er sah sich nach der Tür um, weil ihm zumute war, als müsse er jetzt mit Entrüstung das Feld räumen. Da erschien in derselben Tür der reitende Diener des Rates in seinem roten Frack und brachte ein Telegramm. Der Bürgermeister entfaltete es.

„Der trauernden Hansastadt beim Tode ihres großen Sohnes herzliches Beileid. Friedrich Franz, Großherzog." — So las er und war eine Weile ganz still. Dann sah er Herrn Schunk mit einem freundlichen Blick an.

„Wir haben viel verloren", sagte er. „Wir alle, Herr Schunk. Sie haben recht, man muß es der Stadt zum deutlichen Bewußtsein bringen. — Schütt," wandte er sich an den Diener, „lassen Sie auf dem Rathaus halbstock flaggen, die drei Flaggen auf dem Balkon! Es soll sogleich geschehen."

Der Diener ging. Der Bürgermeister trat an Herrn Schunk heran und drückte ihm zum zweiten Male die Hand. Aber der war nun mutig geworden und wich nicht.

„Ja, und dann," sagte er, „Magnifizenz — wäre es nicht wunderschön, wenn zu Mittag die Glocken der Marienkirche mit ihren ernsten Tönen kündeten, was geschehen ist. Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm —" und dann brach er ab, um nicht jählings in das Frohlocken und den gänzlich unpassenden Jubelsturm hineinzurennen.

Auf dem Gesicht des Bürgermeisters erschien ein ganz leichtes, feines Lächeln. „Herr Schunk," sagte er, und seine Stimme klang fast väterlich begütigend, so wie man zu einem allzustürmischen Kinde spricht — „Herr Schunk, man muß auch Maß zu halten wissen. Sie waren des Verstorbenen Freund, ich weiß, ich verstehe alles."

Herr Schunk fuhr auf, so daß sein langer Hals wie eine bösartige Schlange aus den Vatermördern schoß: „Herr Bürgermeister," schrie er, „ich will doch die Glocken nicht für mich geläutet haben. Ob ich ein Freund des Verstorbenen war oder nicht, darauf kommt es hier gar nicht an. Hier starb ein Mann, dessen Name durch die deutschen Gaue klang, wie Glocken klang er, Herr Bürgermeister —"

Aber hier wurde er unterbrochen. Ein Dienstmädchen kam eilfertig ins Zimmer gehuscht und überreichte dem Bürgermeister eine zweite Depesche. Dem war es eben gelungen, vor dem plötzlichen Angriff des alten Helden hinter seiner gesammelten Würde Deckung zu finden. Nun glitt er sachte wieder aus seiner Amtsrüstung heraus in eine gelinde Betretenheit.

„Aus München," buchstabierte er, und dann las er laut: „Wenn die Glocken Lübecks den großen Dichter zu Grabe läuten, will auch Seine Majestät unser allergnädigster König nicht fehlen, um dem Mann die letzte Huldigung zu bringen, der Bayerns Hauptstadt einst mit seinem Geiste zierte. Im Auftrag: Das Hofmarschallamt."

Herr Schunk triumphierte. „Magnifizenz," rief er, „was habe ich gesagt? Draußen im Reich hörte man sie schon läuten. Wollen Sie ihnen den ehernen Mund verschließen?"

„Nein, nein," murmelte der Bürgermeister. „Ich werde dem Senior Bescheid schicken. Der mag dann das weitere veranlassen."

Herr Schunk war keine schadenfrohe Seele. Nur lautere Seligkeit war in ihm, daß seinem toten Freunde die Ehre widerfuhr, die ihm gebührte. Aber er war Makler, und wenn ihm einer den kleinen Finger gab, dann haschte er nach der ganzen Hand. Von Berufs wegen. Aus eingewurzelter Geschäftsgewohnheit. Pflichtgemäß gewissermaßen. Nachdem er sich eine kleine Weile besonnen hatte, in die Kniebeuge seiner Seele gegangen war sozusagen, sprang er den Bürgermeister mit seinem höchsten Trumpfe an.

„Noch eins," begann er leise, „Magnifizenz, — die Krönung gewissermaßen. Krönung für ihn und auch für uns" — er machte noch eine wirkungsvolle Pause — „er muß auf Staatskosten bestattet werden."

Der Bürgermeister zuckte zusammen wie unter einem Stich. Und dann gefror er ganz und gar. Das hatte er in der Übung. Jedesmal, wenn Kosten vom Staate gefordert wurden, gefror er, selbsttätig, ohne daß sein Bewußtsein mitzuwirken brauchte. Die Augen wurden klein und hart wie vereist, und über die Backen abwärts verbreitete sich ein weißlicher Schimmer, durch den die gesunde Röte seines Blutes nur noch gedämpft und bläulich hindurch sah.

Der alte Makler, im Feuer seines Gedankens, sah von dem allen nichts. Hingerissen schilderte er dem Bürgermeister die wehmütige Herrlichkeit des Leichenzuges, wie sein Geist ihn sah: die roten Ratsdiener mit Palmwedeln,

die Staatskutschen mit den Senatoren, je zwei Diener hintenauf, den Sarg überdeckt von dem Bahrtuch mit eingewebten roten Adlern, die Bürgerschaft, die Gewerbe, die Träger in kurzen Hosen — alles, alles, ganz Lübeck, die ganze Vaterstadt, dem großen Sohne folgend auf seinem letzten Gang.

Bis ihn der Bürgermeister mit hartem, trockenen Ton unterbrach: „Und glauben Sie, daß die Bürgerschaft das bewilligt?"

Herr Schunk schlug mit den Armen um sich wie ein Ertrinkender.

„Die Bürgerschaft! Sie würde sich ja mit einer unauslöschlichen Schande bedecken, wenn sie das nicht täte. Sie würde ja —"

„Und ich sage Ihnen: sie wird es nicht bewilligen."

Eine gefährliche Pause entstand. Die beiden Männer standen sich gegenüber wie Todfeinde: Herr Schunk an allen Gliedern bebend, Würgbewegungen in den mageren Händen, Springlust in den dünnen, noch immer sehnigen Beinen; der Bürgermeister mit vorgeschobenem Kopf, den Nacken geduckt. Und dann löste sich die Spannung, indem die Frau Bürgermeisterin selbst ins Zimmer trat, ein neues Telegramm in den weißen Fingern.

Diesmal zögerte der Bürgermeister, es in Empfang zu nehmen. Da näherte sich Herr Schunk der erstaunten Dame mit Tänzerschritten seiner Jugendzeit, verbeugte sich zierlich und entfaltete seinerseits das Papier. Es kam aus Berlin und enthielt den überwältigenden Satz:

„Erschüttert von der Todeskunde, die ganz Deutschland in Trauer versetzt, sende ich der nächstbetroffenen Heimatstadt des Hingegangenen den Ausdruck meiner tiefsten Anteilnahme. Es starb ein großer Dichter, ein großer deutscher Mann und mein Freund. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen."

Herr Schunk triumphierte nicht. Er stand und kämpfte mit den Tränen, die in seinen alten, trockenen Makleraugen aufstiegen. Durch den Schleier aber, der sich über seinen Blick legte, sah er, wie der Bürgermeister in Ergebung die Hände vor dem Leib faltete und mehrmals nickte.

Als er nachher durch die Breitestraße heimwärts wallte, bauschten sich vom Balkon des Rathauses die drei Flaggen an halben Masten im frischen Aprilwind; um Mittag läuteten die Glocken von St. Marien über Stadt und Land hin mit tiefen weihe- und wehevollen Tönen; und drei Tage darauf ward Geibel von Staats wegen zur Erde bestattet und mit allem Gepränge der Freien und Hansestadt, wie es Herr Schunk zuvor im Geiste erschaut hatte.

Indianer in Deutschland.

Von **A. H. Kober.**

Black Corn, der 90jährige Siouxhäuptling, tritt mit seinen Leuten im Wanderzirkus auf. Sie spielen da, mit vielen weißen Artisten zusammen, ein Wild-West-Schauspiel. Black Corn arbeitet — so heißt es in der Artistensprache — mit seinen Leuten knapp zehn Minuten; sie überfallen, gleich zu Beginn des Stückes, eine Postkutsche, skalpieren den Reisenden, Engländer, führen einen Kriegstanz auf, und dann Schluß: sie gehen in ihre Zelte und haben bis zur nächsten Abendvorstellung Ruhe.

Black Corn betreibt dies einträgliche Geschäft schon einige Jahre. Er ist gemanaget von den Mills Brothers, die in Oklahama Ölfelder, Weideflächen, Rinderherden, Güter und eine Völkerschau besitzen und Spezialisten für Indianer sind. Ein europäischer Zirkusdirektor also schreibt an die Mills: er wünsche ein Schar Indianer und Cowboys; Mills drahten den Preis zurück, man wird sich einig, die von der amerikanischen Regierung geforderte Kaution wird hinterlegt, und die Rothäute begeben sich mit dem nächsten Dampfer nach Europa, um ihr Engagement anzutreten. Im Privatleben sind sie Farmer in South Dakota. Dort haben sie ihre Bauerngüter, fahren in Fordautos, bearbeiten ihre Äcker mit elektrischen Traktoren, besitzen ein Bankkonto, Radio und Zeitungen (in Siouxisch) mit Börsenberichten.

Black Corn ist 90 Jahre alt, fast zwei Meter hoch und privilegierter Häuptling. Er hat ein Patent darüber; in seinem Wigwam wird auch die in Bilderschrift aufgezeichnete Chronik der Sioux aufbewahrt, ebenso ein Duplikat des Vertrages zwischen dem Zirkusdirektor und dem Häuptling Black Corn, wonach der Direktor soundsoviel Monatsgage zahlt, der Sioux soundsoviel mal arbeitet, und der Direktor dafür bürgt, daß Black Corn und die Seinen keinen Alkohol trinken, weil sie ja als Amerikaner gesetzlich verpflichtete Temperenzler sind. Black Corn ist eine imposante Figur. Vor allem natürlich, wenn er im vollen Kriegsschmuck einherstolziert — er trägt safranfarbene Hosen mit Perlstickerei, einen Hahnenfederschmuck, in den er neuerdings einen runden Taschenspiegel hineinkomponiert hat, und in der Rechten seinen Zepter — Stab —, aber auch „in Zivil" noch, d. h. in dem modernen Straßenanzug, den er — etwas bäuerisch — ohne Kragen, mit Halstuch trägt, sieht Black Corn sehr würdig aus. Als er neulich mit seinen Mannen im Restaurant des Zirkus zum Kaffeetrinken war und ein Stallbursche mit dem Schreckensruf: „Die Wigwams brennen!" den ganzen Stamm in wilde Erregung versetzte, blieb der Häuptling ruhig und kommandierte mit klarer Stimme die Rettungsaktion. Der Brand des Zeltes war gelöscht, als man unter den Trümmern ein Wimmern hörte: eine kurz zuvor vom Schlaganfall gelähmte indianische Frau lag hilflos darunter. Man holte sie heraus, brachte sie in das Krankenhaus, wo sie zwei Tage danach starb. Black Corn ordnete die Überführung der Leiche nach den Vereinigten Staaten an. Nach langen Verhandlungen mit der Zirkusdirektion indessen erklärte er sich mit der Beisetzung in Deutschland (es war in Essen) bereit, zumal eine Äußerung der Gestorbenen überliefert wurde, nach der sie in Deutschland begraben sein wollte. Das Begräbnis fand unter der Beteiligung aller Indianer und Cowboys, auch der im Zirkus arbeitenden Chinesen, Japaner, Marokkaner, Inder und Brasilianer statt. Ein protestantischer Geistlicher segnete die Tote ein, dann trat der Häuptling an das offene Grab, erhob seinen Stab und hielt eine kurze Rede. Natürlich verstanden wir kein Wort davon; aber die Gesten des Sprechenden sagten uns genug: hier sprach wirklich ein Fürst. So wird er gesprochen haben, als er — vor Jahrzehnten — im Kriegsrate sprach, als er nach dem Ende des Aufstandes mit den Bleichgesichtern zusammen auf der Friedenskonferenz verhandelte.

Kürzlich kam ich dazu, als sich Black Corn die neuesten Zeitungen vorlesen ließ: die Kritiken über sein und seiner Leute Auftreten. Ab und zu machte er dem Dolmetscher eine Zwischenbemerkung. Einmal lächelte dieser ungläubig und schüttelte den Kopf: Der Häuptling hatte ihm gesagt, er wolle einem Berichterstatter, der vom „Völkerbund im Zirkus Sarrasani" geschrieben, eine Denkschrift zuschicken, eine Beschwerde darüber, daß die Indianer in Genf nicht vertreten seien. — Dann diktiert er einen Brief an seinen Advokaten in Sioux Falls: Die Schadenersatzklage solle beim oberston Gericht in Washington nachdrücklich betrieben werden. Die Indianer nämlich verlangen Ersatz aller Schäden, die ihnen seinerzeit durch die Wegnahme ihrer Gebiete entstanden sind. Sie haben ausrechnen lassen, was diese Gebiete jetzt wert sind und dabei vor allem die heute in Blüte stehende Erdölausbeute berücksichtigt. Es kommt bei dieser Rechnung, die nun der amerikanischen Regierung präsentiert wird, die stattliche Summe von 750 Millionen Dollars heraus. Verständlich, daß Black Corn als Fürst der Sioux auf seinem Schein besteht. Man stelle sich vor: der Häuptling bekommt auch nur einen kleinen Bruchteil seiner Forderungen — dann wird er als rothäutiger Rockefeller weiterleben. Er wird sich gut machen in dieser Rolle.

Aus ihren Zelten sind die Indianer nicht herauszukriegen. Sie haben schöne Wohnungen zur Verfügung. Sie betreten sie nicht, sondern hausen in ihren leichten, niedrigen Wigwams. Auch der Häuptling Black Corn. Wenn man hereinsieht, erblickt man sie da um ein zwischen Ziegelsteinen offen brennendes Feuer hocken. Einmal — wir waren zusammen im Expreßzug angekommen und fanden den Zirkus noch nicht aufgebaut — lud ich Black Corn in mein Hotelzimmer ein und schlug ihm vor, ebenfalls hier zu bleiben, für den ersten Tag wenigstens. Er sah mich hoheitsvoll und ernst an und schüttelte den Kopf: „Nein!" Gleich darauf aber bat er mich, ihn zur Bank zu begleiten: er wollte von seinem Konto eine Summe nach Dresden überweisen lassen: für die Instandhaltung des Grabes eines Indianerhäuptlings, der dort begraben liegt.

Lustige Rundschau

* **Der Naturfreund.** „So, jetzt mach ik noch rasch een Ihnen ja die Nachtwächterstelle geben, aber Sie sollen trinken?" — Bewerber: „Einverstanden, sogar recht gerne!"

*

* **Das Außergewöhnliche.** Junger Arzt: „Ist etwas Außergewöhnliches vorgefallen während meiner Abwesenheit, Minna?" — Minna: „Ja, Herr Doktor, ein Patient war da?"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.